

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 279. Bromberg, den 10. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen*)

Eine chilenische Erzählung von Friedrich Gerstäcker.

1. Das Lager im Dickicht.

Über die Kordilleren sandte die Sonne ihre ersten Strahlen und beleuchtete hoch in den Bergen drinnen ein ebenso eigentümliches als wildes Bild.

Inmitten eines weiten Rohrbruchs, der sich über den ganzen Hang zog und aus welchem mächtige Buchen- und Lorbeerbäume emporwuchsen, lagerte ein Schwarm brauner Gestalten um fünf oder sechs Feuer, die aber nicht mehr mit dem überall umhergestreuten trockenen Holz genährt wurden. Die Schar rüstete sich augenscheinlich zum Aufbruch.

So wild verwachsen war das Dickicht, daß man es nicht einmal für nötig befunden hatte, die Pferde weiter zu sichern, die ungesattelt und ungezäumt überall das saftige Schilflaub abweideten.

Nur die Stelle, wo ein schmaler Pfad in die natürliche Lichtung ein- und an der anderen Seite wieder ausmündete, war durch querüber gezogene Lassos „geschlossen", und keines der Tiere hätte die starre Hecke von Schilf und Unterholz nach irgend einer Richtung hin durchbrechen können.

An der westlichen Seite des Platzes, wo sich das Land allmählich der Niederung zusenkte, war ein Einschnitt zwischen den Bäumen durch den Sturz eines der Waldriesen in das Laubmeer gerissen. Dorthin konnte der Blick weit ausschweifen, bis er den nebelumflorten Horizont des Stillen Meeres traf, — und diesem Einschnitt gerade gegenüber, an einem hellbrennenden Feuer und auf ein paar Guanakofelle ausgestreckt, lag der Häuptling und Kazike dieses Trupps.

Es war eine schlanke, kräftige, noch jugendliche Gestalt, die dort neben der Flamme, auf den linken Ellbogen gestützt, finster brütend lehnte. Das Haupt, von dem das lange schwarze Haar straff niederhing, war unbedeckt, der Oberkörper trotz des rauhen Morgens nackt. Nur ein paar kurze und enganliegende blaue Hosen trug der Häuptling und die aus roher Pferdehaut verfertigten Botas an den Füßen. Neben ihm lag der buntgewirkte Poncho, lagen die großen silbernen Sporen und der aus feinen Streifen roher Haut kunstvoll geflochtene Zaum und Lasso. Die Bolas, das tödliche Wurfgeschoß der Pampas-Indianer, trug er wie alle die übrigen, um den Leib gewunden, das lange Messer stak im Gürtel, und hinter ihm an einem Baum lehnte die wohl vierzehn Fuß lange, mit scharfem Messer als Spitze bewehrte Colihue-Lanze,*) — alles zum augenblicklichen Dienst bereit und im Griff des Kriegers.

Und was wollten die dunklen Gestalten hier in der unmittelbaren Nähe von Ansiedelungen der Weißen, und doch so tief verborgen im schützenden Wald? Hatten sie Böses im Sinn? — Es war schon viel Blut geflossen von beiden Seiten, und Indianer wie Chilenen hatten ihre Kraft miteinander gemessen. — Aber noch verriet kein Zeichen, daß diese Schar über das friedliche Land hineinbrechen wolle.

Es verging Stunde um Stunde, und der Häuptling regte sich nicht von seinem Platze, wenn auch die Ungeduld an ihm nagte. Endlich tönte ein scharfer Schrei aus dem Dickicht heraus, wie ihn der graue Habicht ausstößt, wenn er über dem Wald die Kreise zieht. Der Häuptling fuhr aus seiner ruhenden Stellung empor. Noch einmal ertönte der Ruf, und jetzt zum drittenmal. Es war einer der ausgesandten Kundschafter, der zum Lager zurückkehrte; gleich darauf brachen und raschelten die Büsche, und ein junger Krieger hielt auf seinem fröhlich aufwiehernden Pferde vor den ausgespannten Lassos des innern Pfades, die jetzt von geschäftigen Händen rasch beseitigt wurden, um ihm Einlaß zu geben.

Im nächsten Augenblick schon sprengte er in den offenen Plan, aber nicht gleich zu dem ihn ungeduldig erwartenden Häuptling hin, denn vor allen Dingen galt seine Sorge dem Tier, das ihn getragen. Er sprang aus dem Sattel, den er abschnallte, worauf er mit einer Handvoll ausgerissenen Grases den nassen Rücken seines Rappen sorgfältig abrieb; dann zog er ihm den Zaum über die freudig gespitzten Ohren und ließ das also befreite Tier zu seinen Gefährten hinüber traben. Dann schritt er auf den Häuptling zu, der sich ebenfalls aufgerichtet hatte, aber mit keiner Silbe den Boten bei der notwendigen Wartung des Pferdes unterbrochen hatte. Das Tier gehörte zum Mann und verlangte oft sorgfältigere Pflege als dieser, besonders jetzt, wo sie sich auf feindlichem Boden befanden.

Der junge Kundschafter näherte sich seinem Führer. Er war schlank gewachsen, die Haut kaum mehr gebräunt, als man den heißen Strahlen der Sommersonne hätte zuschreiben können. Den Oberkörper trug er nackt wie der Häuptling, die Beine staken in enganschließenden dunkelblauen

---

*) Die Pehuenchen sind jener große indianische Volksstamm, der seinen Aufenthalt in Südamerika auf der Ostseite der Kordilleren und zwar südlich von dem bei Carmen in den Atlantischen Ozean mündenden Cusu leufu oder schwarzen Fluß hat. Sie streiften wohl zuzeiten auch nördlich darüber hinaus, aber sie beanspruchten das Gebiet nicht. Südlich wurden sie von den eigentlich patagonischen Stämmen begrenzt, mit denen sie aber nicht in großem Verkehr standen. Ihr Hauptstamm bestand allerdings aus verschiedenen Horden, die auch für sich andere Namen führten; da sie aber einen erblichen Oberhäuptling oder Kaziken, den sogenannten Apo, anerkannten, nannten sie sich gemeinsam Pehuenchen und wurden besonders von den Nachbarn so genannt. Die Pehuenchen kamen nur auf ihren Wanderungen nach der Westseite der sie von den Araukanos und Huilliches trennenden Kordillere.

*) Colihue ist eine in Chile häufig vorkommende Rohrart, die sich aber nicht nur an sumpfigen Stellen, sondern auch in einer gewissen Höhe an den Bergabhängen findet. Eine andere Art derselben Gattung, die Quila (spr. Kila), ist verästelt und steigt kletternd bis in die höchsten Baumgipfel. Wo sie den Boden überwuchert, bildet sie oft vollkommen undurchdringliche Dickungen, und die bindfadenähnlichen, unzerreißbaren Schößlinge wachsen und verwachsen nach allen Seiten.

Hosen, und um die Hüften war noch ein schmales blau- und rotgewirktes Tuch geschlungen, in dem hinten im Gürtel das lange Messer stak. Um den Leib hatte er aber noch außerdem die mit zwei Kugeln bewehrte Bola geschlagen, sonst führte er keine Waffen. Die großen eisernen Sporen waren über den nackten Fuß geschnallt und hinderten ihn etwas im Gehen, weil sie klirrend nachschleiften. All diese Völker sind ja nur auf den Sattel angewiesen und dort daheim. Zu Fuß zeigen sie sich meistens hilflos und ungeschickt.

„Was bringst du, Allumapu?“ sagte der Häuptling, als der junge Mann mit finsteren Blicken vor ihm stand. „Kehrst du unverrichteter Sache zurück, und war dein Fuß nicht imstande, ihre Fährten zu kreuzen?“

„Sie sind breit genug,“ erwiderte der junge Indianer, während ein halb trotziges, halb verächtliches Lächeln um seine Lippen spielte, „ein Halbblinder könnte ihnen folgen; doch in großen Schwärmen bedecken sie das Land, und ihre Feuerrohre blitzen überall in der Sonne.“

„Und unsere Tiere?“ fragte der Häuptling ungeduldig.

„Eine weite Staubwolke zeichnet die Bahn, auf der sie dem Norden entgegengetrieben werden, und nach Osten zu flohen die Araukaner und ließen ihre Habe im Stich. An allen Punkten brennen ihre Hütten, sind ihre Felder verwüstet, und was sich von Rindern und Pferden nicht in den Wäldern versteckt hat, ist Beute der Sieger.

„Und die Soldaten?“ fragte der Häuptling, während sich seine Stirn in düstere Falten zog. „Wie viele sind ihrer?“

„Wer kann sie zählen?“ war die Antwort. „Auf allen Pfaden ziehen sie daher; ein Schwarm, stärker als der unsere und nur aus Häuptlingen bestehend, lagert dort unten im Tal mit einem Huinca (Weißer, Herr), wo sie Musik und Tanz haben und ein Gelag halten.“

„Dort unten im Tal?“

„Von diesem Hügelrücken aus, wo ein Felsenvorsprung die Tiefe überhängt, kannst du die Lichtung sehen.“

„Ich kenne den Platz!“ rief der Häuptling rasch. „Der dort wohnende Weiße war von je ein Freund der Pehuenchen. Es ist gut, — er wird uns helfen. Du, Allumapu, kehrst dorthin zurück!“

„Allein und unbewaffnet?“

„Der Abgesandte des Häuptlings Jenkitruß ist sicher,“ entgegnete der Häuptling stolz. „Wer will ihn schädigen? Du forderst unsere Tiere zurück. — Wir sind nicht im Krieg mit den Weißen, — wir haben keinen Teil an ihren Kämpfen. Friedlich bin ich in dies Land gekommen, friedlich will ich es wieder verlassen. Wir haben ihre Herden geschont. Wir haben nicht ein einzigesmal die Hand nach ihrem Eigentum ausgestreckt, und als die Araukanos unsern Beistand verlangten, haben die Häuptlinge der Pehuenchen es abgelehnt, die Lanze gegen die Brust der Weißen zu richten. — Geh, die Sonne steigt höher, und bis sie wieder sinkt, müssen wir auf dem Heimweg sein.“

„Und wenn sie sich weigern? sagte der junge Krieger.

„Weigern?“ rief der Häuptling emporfahrend. „Bei Pilians (Gottes) Zorn, sie wagen's nicht! Sage ihnen, daß Jenkitruß mit seiner Schar im Walde lagert, und mit Gewalt hinwegführen würde, was sein ist. Sage ihnen, sie hätten bis jetzt nur den freundschaftlichen Druck seiner Hand gefühlt, aber seine Lanze sei scharf und seine Bolas fehlten nie ihr Ziel.“

„Wie handelten sie oben bei Antuko mit den Boten, die bittend und in Freundschaft zu ihnen kamen?“ fragte der junge Krieger vorsichtig. „Sie sehen nie die heimischen Pampas wieder!“

Das Auge des Häuptlings blitzte.

„Fürchtest du dich, Allumapu, meine Botschaft auszurichten?“

Der junge Indianer erwiderte kein Wort, aber seine Gestalt hob sich, sein dunkles Auge glühte. Sich abwendend, schritt er zu einem der frischen Pferde hinüber, das er an der Mähne faßte und zu seinem Zaumzeug führte. In wenigen Minuten war es gesattelt und zum Aufbruch bereit. Aber nicht wie vorher, gedachte er diesmal in das niedere Land hinabzusteigen. Aus einem Lederbeutel, der neben dem Gepäck der Genossen lag, nahm er zwei himmelblaue, großperlige Glasschnüre, die er sich um den Nacken hing; ein buntgewebtes, wollenes Band knüpfte er sich um die Stirn, um das lange, schwarze, straffe Haar damit zurückzuhalten; dann nahm er Farbe und zeichnete sich Wangen und Stirn mit blauen und roten Streifen, und nun erst hing er den mit gelbrot und blauen Arabesken verzierten Poncho um die Schultern. So gerüstet, griff er die Lanze auf, die getrennt von den übrigen an einem Baum lehnte, sah nach dem Lasso, ob er geordnet an seinem Gurt befestigt hing, und schwang sich mit einem kecken Satz, und fast ohne die Kruppe seines Tieres mit der Hand zu berühren, in den Sattel.

„Allumapu!“ rief die ernste, aber nicht unfreundliche Stimme des Häuptlings, der schweigend seinen Vorbereitungen zugesehen.

Der junge Krieger lenkte ihm sein Pferd zu und hielt neben ihm, des neuen Befehls gewärtig.

„Reite,“ nickte ihm der Kazike zu, „aber — hab acht auf dich, unsere Herzen sind mit dir!“

„Allumapu fürchtet die Huincas nicht.“

„Ich weiß es,“ sagte der Häuptling freundlich. „Aber er weiß auch, daß er sie nicht zu fürchten braucht, denn starke Arme liegen im Hinterhalt und offene Augen bewachen seine Schritte.“

Eine leise Bewegung mit der Hand gab ihm das Zeichen zum Abschied. Der junge Krieger wandte ohne Zögern sein Pferd und schon im nächsten Augenblick sprengte er über die Lichtung dem schmalen Pfade zu, hinter dessen Rohrwänden er im Nu verschwunden war.

Aber düstere Wolken fuhren über das Antlitz des Kaziken Jenkitruß; denn der Verdacht, den sein junger Kundschafter über die Treue der „Fremden“ geäußert, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Dort unten im Lande lagen die Hütten und Gehöfte seiner roten Brüder zerstört. Hunderte ihrer jungen Männer waren erschlagen, ihre Familien in die Gebirge gejagt, ihre Herden fortgetrieben, ihre Wintervorräte verbrannt oder geraubt, und wenn auch sein eigenes Volk an der Otra Banda*) in diesen Streitigkeiten keine Hand gehabt und die Weißen weder bedroht hatte, noch von ihnen bedroht war, so kannte er doch zu gut die Leidenschaften der Menschen, die, mit einmal erregtem Blut und die Waffe in der Faust, schwer in ihr altes, ruhiges Geleis zurückzubringen sind. Aber hätten sie es gewagt, auch ihn zu reizen? Boten waren vor Ausbruch des Krieges zu ihm hinübergesandt, um sich seine Neutralität zu sichern, — Geschenke waren ihm geschickt, um den Pehuenchen zu beweisen, daß die Chilenen nichts Feindseliges gegen sie beabsichtigten, — daß sie nur die Einfälle der Araukaner bestrafen, aber mit ihren roten Brüdern im Osten in Frieden und Freundschaft leben wollten; mußte er ihnen nicht trauen? Und doch, wie oft hatten sie ihn getäuscht! Wie oft hatten die Kaziken der Weißen ihm ihren Freundschaftsgruß gesandt, während trotzdem ihre Leute über die Berge schlichen und seine Pferde hinwegtrieben, ja einzelne seiner Leute erschlugen oder verjagten. Und war ihm je Recht — je Genugtuung für solchen Friedensbruch geworden? Nie. — „Nenne die Verbrecher!“ hatten die Weißen gesagt. „Sie sollen ihre Strafe erhalten; wir selber aber können sie nicht suchen.“ — Wo aber einer der roten Söhne des Landes einen Friedensbruch beging, wie es jetzt bei den Araukanern der Fall gewesen, da überschwemmten sie in Massen mit all ihren Zerstörungsmaschinen das Land, und der Unschuldige mußte mit dem Schuldigen leiden.

---

*) Otra Banda, der Name für das jenseits der Kordilleren liegende Land.

(Fortsetzung folgt.)

Der Tanz mit dem Henker.

Historische Skizze von Georg Wagener.

Ihr tolles Lachen klang durch die kalte Dezembernacht. Es übertönte das Rasseln der Kutschenräder auf dem holprigen Pariser Pflaster und brach sich an den Mauerwänden der engen Straße: „Haha, mein Leben will ich genießen, Graf. Ich werde noch früh genug alte Jungfer sein, die der Jugend neidvoll zusieht."

Der Oberst Graf von Lally-Tollendal faßte nach der kleinen Hand, die neben ihm auf den Wagenpolstern lag: „Baronesse, ein Wort von Ihnen, und Sie fesseln den aufrichtigsten Bewunderer Ihrer Schönheit für immer an sich." Die Baronesse Gabrielle La Jonquière lachte spöttisch: „Männerschwüre, Graf! Pff, da fliegen sie hin wie Federn im Wind!" — „Und das Ehrenwort eines Lally-Tollendal?" — „Das würde gelten." — „Baronesse, Sie haben es." Sie ließ ihm ihre schmalen Finger, und sein Kuß brannte auf ihrer Hand. In ihren Augen glomm ein leiser Triumph: „Gräfin Lally-Tollendal!"

Da hielt die Kutsche vor einem hell erleuchteten Haus, und der Schlag wurde aufgerissen. Lachende Mädchengesichter unter hohen Puderperücken sahen zwei Herren über die Schultern: „Baronesse, Graf, steigen Sie aus. Hier im Hause wird noch getanzt. Wir wollen uns einladen. Was sollen wir schon so früh in den Federn, nachdem uns der König wegen einer schlechten Laune der Pompadour nach Hause schickt? Kommen Sie!"

Zu sechs standen sie vor der Tür und rissen an der Glocke. Ein hochgewachsener Mann im langen, schwarzen Mantel, eine seidene Maske vor den Augen, öffnete und fragte mit leichtem Erstaunen: „Womit kann ich den Herrschaften dienen?" — „Wir sahen Licht und hörten Musik. Wir möchten uns bei Ihnen einladen, tanzen, vergnügt sein." Der Hausherr zögerte einen Augenblick, dann lud seine Hand zum Eintreten: „Wenn den Damen und Herren mein bescheidenes Haus genügt, so sind sie willkommen."

Die Musik unterbrach beim Eintritt der späten Besucher ihr Spiel, und die Tanzenden sahen hinter ihren Masken erwartungsvoll zu den Gästen hinüber. „Meine Freunde", wies der Hausherr mit der Hand in die Runde, und die Masken verbeugten sich, knixten. „Damen und Herren vom Hofe, die uns unerwartet die Ehre ihrer Gesellschaft schenken." Die Musik rauschte wieder auf, und der Gastgeber führte die Baronesse La Jonquière zum Tanz.

Als die Glocke von St. Germain-l'Auxerrois fünfmal schlug, verabschiedeten sich die Gäste, und der Graf Lally-Tollendal fragte den Hausherrn verbindlich: „Wer gab uns die Ehre seiner Gastfreundschaft?" Der andere entgegnete langsam: „Bestehen Sie darauf, meinen Namen zu erfahren?" — „Ja, mein Herr, denn es wird mir eine Freude sein, Ihre Gastlichkeit erwidern zu dürfen." Da nahm der Hausherr die Maske ab: „Ich fürchte das Gegenteil, Herr Graf. Sie waren die Gäste des Henkers von Paris!" Sechs Menschen flohen wie Gehetzte auf die Straße.

Eine Woche darauf hielt die Baronesse einen Brief in der Hand: „Schreibt er endlich?" Und sie las: „Sie werden mein Schweigen richtig zu deuten gewußt haben. Niemand kann das, was sich vor sieben Nächten ereignete, mehr bedauern als ich. Doch nach allem werden Sie es begreiflich finden, wenn ich den Kriegsminister bat, mich zum Heer nach Ostindien zu schicken. Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen. Thomas-Arthur Graf von Lally-Tollendal."

Die Baronesse hatte am Hofe gelernt, sich zu beherrschen. Doch jetzt zerriß sie in ohnmächtiger Wut ihr Spitzentuch: „Schuft! Weil ich mit dem Henker tanzte, bin ich in seinen Augen ehrlos, und einer Ehrlosen will er seinen Namen nicht geben, einer Ehrlosen gegenüber braucht er sein Wort nicht zu halten! „Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen." Glaubst du?"

Am Hofe wunderte man sich über die plötzliche Kriegslust des Grafen: „Sollte ihm die kleine Jonquière einen Korb gegeben haben?" Doch alle, die um den Tanz in jener Nacht wußten, schwiegen um ihrer selbst willen. — —

Die Marquise von Pompadour war wieder einmal schlechter Laune. Sie fühlte deutlicher denn je, daß der König ihrer überdrüssig wurde. Wie unhöflich war er erst heute morgen gewesen, als ein Kurier aus Dünkirchen die Nachricht brachte, der Generalkommandant aller indischen Niederlassungen, Graf Lally-Tollendal, habe in Pondichéry vor den Engländern kapitulieren müssen und befinde sich schon als Gefangener auf dem Wege nach London! Wo fand sich nur eine neue Maitresse, um mit deren Hilfe die Gunst des alternden Königs wieder zu erlangen?

Da wurde die Baronesse La Jonquière gemeldet. Zehn Jahre waren nicht spurlos an ihr vorübergegangen, doch ihre Kammerzofe war eine Künstlerin, und Mademoiselles Lippen leuchteten so rot wie einst, als sie den Grafen Lally-Tollendal fesselten.

Die Pompadour ging dem Besuch einen Schritt entgegen: „Was führt Sie zu mir?" — „Die letzten Nachrichten aus Indien, Madame, und mein Interesse an der Wohlfahrt Seiner Majestät. Ich brauche nicht zu fragen, ob Sie die Ereignisse verfolgten, seitdem Graf Lally-Tollendal Generalgouverneur wurde. Zuerst schien er uns ein großes Reich erobern zu wollen, und selbst Madras fiel in seine Hand. Dann plötzlich Niederlage auf Niederlage. Mit Vandaratschi begann es, und mit Pondichéry hat es jetzt geendet. Sollten die französischen Waffen wirklich so stumpf geworden sein oder . . .?" — „Was, oder? Sprechen Sie nicht in Rätseln!" „Er stammt aus altem Adel, Madame, so daß es mir erst schwer fiel, an den Verdacht zu glauben, der in mir auftauchte. Doch er ist Ire, und nach dem, was mir eine Freundin aus England mit versteckten Worten mitteilte, muß ich es offen aussprechen: Ich halte den Grafen für einen Verräter!" — „Für einen Verräter! Haben Sie Beweise hierfür?" — „Ich werde Sie Ihnen bringen, Madame. Nur bitte ich um Geduld." —

Ein Vierteljahr später erfuhr der in England gefangene Generalgouverneur von Französisch-Indien, daß ihn die Heimat des Verrats beschuldigte. Da bat er das englische Ministerium, ihn auf sein Ehrenwort hin nach Frankreich reisen zu lassen, um sich zu rechtfertigen. Er suchte dort gerechte Richter und fand die willfährigen Sklaven der neuesten Favoritin des Königs, der Baronesse La Jonquière. Er wollte zum König, und die Tore der Bastille schlossen sich hinter ihm. In ihrem Boudoir saß die Baronesse und las einen alten Brief: „Unsere Wege werden sich nicht mehr kreuzen." Sie lachte spöttisch: „Doch, einmal noch, Graf. Dann sollen Sie für immer recht behalten!" Sie ahmte die steilen Schriftzüge auf dem Papiere nach.

Neunzehn Monate lang saß Lally-Tollendal in der Bastille, weil es die Rache der Baronesse so wollte. Dann endlich wurde ihm der Prozeß gemacht: „Sie haben Seiner Majestät Truppen und Besitzungen in Ostindien an die Engländer verraten. Ihre Niederlagen waren abgekartetes Spiel." — „Lüge, elende Verleumdung!" — „Verleumdung? Wir haben den Beweis, Ihren Brief an den englischen General Coote: „Bleiben Sie vor Pondichéry. In drei Wochen ist der letzte Zwieback verzehrt." — „Lüge, wieder Lüge. Ich habe den Brief nie geschrieben." — „Der Beweis spricht gegen Sie. Kennen Sie Ihre Schrift, Ihren Namenszug?" — „Ja, und doch habe ich den Brief nicht geschrieben. Er ist gefälscht! Wer gab ihn dem Gericht?" — „Die Baronesse La Jonquière. Da senkte der Graf den Kopf. Die Richter hielten es für ein Schuldbekenntnis, doch Lally-Tollendal dachte an das Ehrenwort, das er eines Vorurteils wegen gebrochen hatte.

Drei Tage später führte man ihn auf dem Grèveplatz zum Schafott. Erhobenen Hauptes stieg er die Stufen zum Richtblock hinauf. Doch plötzlich stutzte er. Dann lächelte er leicht und nickte dem Henker zu: „Wir kennen uns von früher. Leider konnte ich damals Ihre Freundlichkeit nicht erwidern, und jetzt bin ich zum zweiten mal bei Ihnen zu Gast." Dann legte er den Kopf auf den Block.

Der Henker tat seinen Meisterstreich, denn er fühlte, daß er dem Grafen etwas schuldig war, weil dessen Unglück in seinem Hause begonnen hatte.

Die Wasserrübe.

Humoreske von Gertrud Aulich.

Die Frau des Lagerverwalters Fabian aus der Stadt ist für etliche Wochen auf dem Lande zu Besuch, und es gefällt ihr bei der befreundeten Familie sehr gut. Es gibt allerlei und nahrhaft zu essen, die Dahlien blühen in die Fenster hinein, die Luft ist würzig und fett und der Himmel blau wie ihr Mann am Montag. Dazu gibt es einen Wald, in dem man sich vor Spinnen, Käfern und Wildschweinen

graulen kann, und es laufen Kinder herum, denen man gut und herablassend dankt, wenn sie grüßen, was sie öfters tun sollten.

Es ist Herbst, und auf den Feldern werden Kartoffeln und Rüben geerntet. Frau Fabian geht einen Feldrain entlang, mit gewölbter Brust und tänzelnden Füßen. Sie kommt vom Walde, und sie trägt stolz und mit großer Genugtuung einige Pilze im Einkaufsnetz, von denen kaum einer genießbar sein wird. Mitten auf dem Rain liegt ein Haufen Rüben, und Frau Fabian bekommt plötzlich einen schamlosen Appetit auf Wasserrüben. Jawohl, auf Wasserrüben.

Was kostet wohl eine Wasserrübe? Eine Stecknadel ist ein Wertobjekt dagegen. Frau Fabian bückt sich also, nimmt eine Rübe vom Haufen, entblättert sie hinter ihrem Rücken und steckt sie ins Netz zu den Pilzen. Eine Wasserrübe am Feldrain ist ein Nichts, gewiß, aber Frau Fabian hat dennoch ein unbehagliches Gefühl.

Unten am Felde arbeitet eine Bäuerin, zwei Kinder umstehen sie. Frau Fabian muß an ihnen vorbei. Sie wird grüßen Nein, man biedert sich besser nicht überall an. Die Bäuerin ist eine gewöhnliche Frau. Es muß wohl Unterschiede geben.

Da sagt das eine Kind und zeigt auf die Netztasche der Frau Fabian: „Sieh mal, Mutter, da hat sie uns eine Klacke gestohlen. Ich hab's geseh'n."

Die Bäuerin dreht sich langsam herum, Frau Fabian erstarrt. Nur ihr heller Bubikopf flattert, und die Rübe zuckt hilflos im Netz.

„Haben Sie die Klacke da gestohlen?" fragt die Bäuerin. Es ist nicht wegen der Rübe, aber sie hat nun schon lange einen Haken auf die Städtische, auf Bubiköpfe und Seidenstrümpfe überhaupt.

„Was für eine Klacke denn?" haucht entseelt Frau Fabian und schämt sich rot.

„Was für eine Klacke? Da steckt sie doch . . . Feine Leute sind das in der Stadt, das muß man schon sagen. Kommen aufs Land und stehlen armen Menschen ihre Rüben . . . Nichts zu beißen, aber feine Schuhe und Strümpfe müssen sein."

Nun hätte Frau Fabian sagen können: Da haben Sie Ihren Quark! oder: Regen Sie sich nicht auf, gute Frau, was kostet also Ihre Klacke? Ich will sie bezahlen . . . Aber vielleicht ist sie nicht geistesgegenwärtig genug dazu! vielleicht bringt sie es nicht fertig, diesen winzigen Diebstahl zuzugeben; vielleicht ist es so, daß sie auf ihre Schuhe und Strümpfe nichts kommen läßt, denn sie sagt: „So so? Also nicht diese dämliche Klacke, sondern meine Lackschuh und Seidenstrümpfe. Das glaube ich schon, daß meine Strümpfe allein einen Zentner von Ihren Klacken wert sind . . . Was gehen mich denn Ihre Klacken an? Ist das überhaupt Ihr Feld, wie?"

„Nicht mein Feld? Hat man schon eine solche Unverschämtheit gesehen? Das soll nicht mein Feld sein? . . . Ignaz, hol' mal den Vater! Der werd' ich zeigen, was mein Feld ist. Und ob hier jeder Hergelaufene so drauf los stehlen kann."

Der Bauer kommt, rot, vierschrötig, gutmütig und von Ignaz halb unterrichtet. „Guten Tag", sagt er, „was ist also zum Kuckuck mit den Klacken? Soll man nicht in Ruhe essen dürfen?" Er sieht die Bäuerin, und er sieht Frau Fabian an. Er ist Mann und fällt auf gebrannte Locken und kurze Röcke herein und sagt zur Bäuerin: „Wegen diesem Griebsch da machst du einen solchen Hallo, du Drachen? Halten Sie mal die Tasche auf, Frau Fabian! Wieviel Stück soll ich hineinzählen, zehn, zwanzig?"

Die Bäuerin wirft sich, wie eine Glucke gackernd, über den Rübenhaufen. „O, du Satan!" schreit sie. „Du Unterrockjäger, du Weiberknecht! Du hast wohl vergessen, daß ich dich vom Hof jagen kann? Heute noch fahre ich in die Stadt, und alles wird auf meinen Bruder überschrieben. Wir sind geschiedene Leute. Ich lasse mich von niemandem bestehlen, das merke dir!"

Der Bauer sieht trübe auf seine derben Stiefel, besinnt sich und sagt: „Na ja. Deshalb brauchst du nicht so zu schreien. Man hört dich ja meilenweit . . . Haben Sie die Rübe denn gestohlen, gute Frau?"

„Anzeigen werde ich sie. So eine Gemeinheit, eine Klacke zu stehlen. Aber ein Wort zu sagen: Schenken Sie mir eine Klacke, Frau Labus —, dazu sind diese Damen zu fein, es könnte ihnen ein Stein aus der Krone fallen. Stehlen ist einfacher. Was will sie überhaupt mit einer Klacke?"

„Ja, Sie hätten ein Wort sagen können, das ist schon wahr . . ."

„Und dann sagt sie noch, ob das überhaupt unser Feld ist. Als ob wir es gestohlen hätten!"

„Vater, der Gendarm kommt. Franz hat ihn geholt."

Der Bauer entschließt sich, angesichts solcher Tatsache nun doch mit seiner Frau einig zu gehen.

Der Gendarm bläht sich vor Wichtigkeit. Es kommt ja in diesem verfluchten Kaff jahrein, jahraus nichts vor, und es ist gut, die Behörde endlich an sich zu erinnern. Er befiehlt somit, platzend vor Würde, die Parteien ins Gemeindehaus und läßt vom Amtsschreiber ein Protokoll aufnehmen: Diebstahl in Tateinheit mit Beleidigung. Objekt: eine Klacke . . .

Die Sache geht ihren Lauf. Durch alle Instanzen. Die Beleidigung wurde schließlich fallen gelassen. Was den Diebstahl anlangte, so gab es drei Eventualitäten: Einfacher Diebstahl, Feldfrevel, Mundraub. Mundraub? Die Klacke war nicht gegessen worden. Feldfrevel? Frau Fabian hatte die Klacke nicht vom Felde, sondern vom Rain genommen. Die Gerichte waren ratlos: Eine Klacke? Welchen Wert hat eine Klacke?

„Ja, was kostet denn so eine Klacke?" fragte der Richter den Kläger. Der sagte trotzig: „Der Zentner zweifufzig." — „Und was wiegt diese Klacke wohl?" Das Streitobjekt, schmutzig, verschrumpelt und angefault, wurde gewogen. Genau 225 Gramm. Einer der Herren bemerkte: „Die Rübe ist inzwischen stark eingetrocknet. Im frischen Zustande wog sie mehr." — „Ja, was wog sie denn zum Teufel im frischen Zustande?" fragte der Richter.

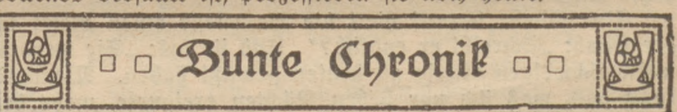
Der Rechtsanwalt des Klägers sagte: „Das Gericht geht von einem falschen Standpunkt aus: Es handelt sich hier nicht um den materiellen Wert einer Rübe, sondern um den ideellen, nämlich um die Unantastbarkeit des Besitzes, um die Heiligkeit der Scholle."

„Ja, wie hoch beziffern Sie nun diesen ideellen Wert und die Heiligkeit einer Erdrübe?" gab der Verteidiger der Angeklagten zurück.

Da stand der Gerichtsschreiber auf, der die Rübe genau betrachtet hatte, und sagte entschlossen: „Meine Herren, ich möchte einen Irrtum richtig stellen. Es ist dies keine Erdrübe, eine sogenannte Klacke, sondern ein Gemüse, das man Wasserrübe nennt."

Auf diese Bombe hin beschloß das Gericht, die Verhandlung zum Zwecke der Ladung eines Sachverständigen zu vertagen.

Die Frau des Lagerverwalters Fabian bekam vor Verzweiflung und Langeweile Zwillinge. Der Bauer Labus lieferte den Ertrag von zwanzig Klackenfeldern an seinen Rechtsanwalt ab. Und wenn die Rübe inzwischen nicht vollends verfault ist, prozessieren sie noch heute.



Bunte Chronik

*** Mit der Kugel im Herzen.** In London starb vor wenigen Tagen plötzlich der Generalleutnant Sir Arthur Sloggett, einst Generalstabsarzt der englischen Armee und Leibarzt des Königs. Er befand sich mit seinem Sohn auf einem Spaziergang und unterhielt sich angeregt. Plötzlich stützte sich der Zweiundsiebzigjährige gegen den Jüngeren, und einen Augenblick später starb er in dessen Armen. Der ehemalige Generalstabsarzt war in England als der „Mann mit der Kugel im Herzen" bekannt. Tatsächlich hatte Sloggett während des Weltkrieges einen Brustschuß erhalten, der ihn — wie man zunächst glaubte — sofort tötete. Die Untersuchung ergab, daß die Kugel in der Herzgegend stecken geblieben war. Sir Arthur sollte begraben werden, doch noch im letzten Augenblick stellte ein Arzt kaum merkliche Lebenszeichen fest. Die Herztätigkeit verstärkte sich wieder, und der Totgeglaubte konnte gerettet werden. Eine Entfernung der Kugel war aber niemals möglich.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg